

eben losgezogen bist, um sie an unseren Tisch zu holen.« Sarah guckte Anna mit gespielter Verwirrung an. »Da habe ich wohl etwas missverstanden.«

Anna kicherte fies.

»Ich war krank«, sagte Mira.

»Richtig im Krankenhaus und so?«, sagte Sarah.

Das war zu viel für Molly. »Sarah, du bist wirklich unhöflich. Das ist Mirandas erster Tag.«

»Und da darf ich ihr keine Fragen stellen? Ich mache doch nur Konversation.«

Mira stand auf. »Ich muss mir was anderes zu essen holen.« Sie nahm ihr Tablett. »Dieser gegrillte Käse ist wie Plastik.«

»Oh.« Molly klang enttäuscht. Die Aufnahme in die Gruppe war offenbar nicht ganz so abgelaufen wie geplant.

»Na, hoffentlich geht es dir jetzt besser, Mira«, sagte Sarah mit einer zuckersüßen Stimme, die noch zwei Tische weiter zu hören war. »Und du bist nicht mehr krank.« Das letzte Wort sagte sie so, als sei es so etwas wie ein wahnsinnig komischer Euphemismus.

»Danke«, sagte Mira.

Sie hielt auf den Mülleimer zu und ließ den Rest ihres Mittagessens hineinfallen, ihr feuchtes Tablett stellte sie obendrauf, dann ging sie durch die Cafeteriatür hinaus.

Unten marschierte sie den Flur entlang zum Krankenzimmer. Dort reichte sie der Schulkrankenschwester ihr ärztliches Dauerattest, gab sich der durchhängenden Annehmlichkeit der Pritsche hin und versuchte nicht zu weinen.

Jeremy

Abgesehen von Peter redete an diesem ersten Schultag niemand mit mir. Nicht, dass ich jemandem die Gelegenheit dazu gegeben hätte. Mit gesenktem Kopf zählte ich die Minuten bis zum Ende jeder Stunde, denn ich wusste, dass ich lediglich sagen können musste, dass ich den Tag überstanden hatte.

Als ich nach der Schule nach Hause kam, stand die Eingangstür offen. Ich ging rein.

»Dave?« Ich schlüpfte aus den Schuhen und stellte sie auf ihren Platz im ordentlich bestückten Schuhregal neben der Tür.

»Ich bin in der Küche«, rief Dave zurück.

Ich ließ meinen Rucksack unten an der Treppe fallen und folgte dem Duft von frisch gebackenem Brot. In der Küche legte Dave gerade Kekse auf ein Backblech.

»Hi«, ich setzte mich auf einen Hocker ihm gegenüber. »Du bist schon da?«

Er zuckte mit den Schultern. »War nicht viel los bei der Arbeit.«

»Du bist nicht hier, um nach mir zu sehen?«

»Ich bin hier«, sagte er und zog das Tuch von einem frischen Laib im Brotkasten, »um dir was zu essen zu machen.« Er schnitt eine dicke Scheibe weiches Brot ab und verteilte frische Pfirsichmarmelade darauf. Marmelade einkochen war sein neues Hobby. Der halbe Keller war zurzeit voll mit farbenfrohen Marmeladengläsern, die er gar nicht schnell genug verschenken konnte. Dad meinte, wenn das so weitergehe, müsse er einen Stand am Straßenrand aufmachen.

Dave reichte mir das Brot auf einem Teller.

»Danke«, sagte ich.

»Die Kekse sind in zehn Minuten so weit«, sagte er.

»Kuchen und Brot?«

»Sag deinem Vater nichts davon. Er glaubt ohnehin schon, dass ich uns alle mästen will.«

»Und das ist nicht so?«

Dave lächelte. »Iss.«

Ich nahm einen Bissen. Das Brot war noch warm. »Aber du zwingst mich nicht, über meinen Tag zu reden?«, sagte ich mit noch vollem Mund.

Er nahm das Backblech und schob die Kekse in den Ofen.

»Willst du über deinen Tag reden?«, fragte er, schloss die Ofentür und stellte den Küchenwecker.

»Nein«, sagte ich.

»Na dann, okay.«

Er schnitt sich Brot ab, strich Marmelade drauf und wir saßen schweigend da und aßen.

Mira

Erst als die Schulkrankenschwester leise andeutete, ob Mira vielleicht »versuchen wolle, wieder in den Unterricht zurückzugehen«, gab sie zögernd ihren Platz auf der Pritsche auf und schaffte es, ihren ersten Tag zu Ende bringen. Noch vier Unterrichtsstunden, dann würde sie in den Bus steigen, einen Fensterplatz beanspruchen und mit starrem Blick der neuen Route folgen, die sie von nun an nehmen würde, zweimal täglich, fünf Tage die Woche. Sie zählte die am Fenster vorüberziehenden Querstraßen bis nach Hause. Nichts war ihr je so weit weg vorgekommen.

Der Bus ließ sie an ihrer Einfahrt raus, die Doppeltüren schlossen sich mit einem »pst« hinter ihr.

In dieser Straße war ihr Haus das einzige Relikt aus der Zeit, bevor die Leute in der Nachbarschaft angefangen hatten, gefakte Herrenhäuser zu erbauen, die bis an die Grundstücksgrenzen gingen. Kunstvolle Kronleuchter wurden für alle sichtbar in riesigen Dielenfenstern ausgestellt. Das Haus von Miras Familie mit dem Weidenschaukelstuhl auf der umlaufenden Veranda wirkte, als sei es aus dem Savannah der Zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts geflohen. Ihre Mutter fand, das habe Charme. Mira fand, es wirke einsam. So als habe es seine Freunde überlebt.

Sie atmete tief durch – das war ein Versuch, sich von diesem Tag zu reinigen und an etwas Positives zu denken, das sie ihrer Mutter berichten konnte. Ihre Mutter stand auf positives Denken. Miras Stärke war das nie gewesen. Das Schwesternzimmer würde sie mit keinem Wort erwähnen. Sollte ihre Mutter doch glauben, dass sie diesen Tag aufrecht durchgestanden hatte.

Mira stieg die Treppe zum Haus hoch. Vermeiden ließ es sich nicht. Sie wohnte hier. Irgendwann würde sie reingehen müssen.

»Mira? Bist du das?«, rief ihre Mutter, als die Haustür hinter Mira zuknallte.

»Jaha.«

Mira ging nach hinten durch, zu der Computernische vor der Küche, wo ihre Mutter in diesen Tagen normalerweise anzutreffen war. Vor vierzehn Monaten hatte die Anwaltskanzlei, für die sie das letzte Jahrzehnt gearbeitet hatte, beschlossen, sie lieber freizustellen, als sie zur Partnerin zu machen. Unglücklicherweise handelte es sich um dieselbe Kanzlei, für die auch Miras Vater arbeitete – und der war Partner. Nach ihrer Entlassung verklagte Miras Mutter die Firma wegen Geschlechterdiskriminierung, und seither wurde das Thema Arbeit – etwas, das ihre Eltern immer verbunden hatte –

tunlichst umgangen.

Heute trug ihre Mom Sweatpants und ein T-Shirt, das die Teilnahme an irgendeinem 5000-Meter-Lauf verkündete. So als müsste der Beweis erbracht werden, dass sie einmal ihre gesamte Zeit mit 5000-Meter-Läufen verbracht hatte, statt im Pyjama vor einem Computerbildschirm immer bleicher zu werden. Ihr krauses Haar war zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, der ihr üppig den Nacken runterquoll. Das war ihr Judenafo, sagte sie.

Auf dem Kaminsims im Wohnzimmer stand ein gerahmtes Foto von Miras Eltern aus ihren gemeinsamen Zeiten an der juristischen Fakultät der Columbia-Universität, beide zogen komische Gesichter, das Haar ihrer sehr weißen Mutter war auftoupiert, passend zu dem Afrolook, mit dem sich ihr Dad damals präsentierte. Mira liebte dieses Bild von den beiden.

»Lass dich anschauen«, sagte Miras Mutter.

Mira zog einen Stuhl in die Computernische und unterzog sich der Inspektion.

»Also?«, sagte ihre Mutter. »Erzähl mir alles.«

»War okay.«

»Nur okay?«

Mira seufzte. Sie hatte nicht genug Energie, diesen Tag durchzustehen und dann auch noch darüber zu reden.

»Ich bin müde«, sagte sie.

»Müde-müde? Oder einfach müde?«

»Müde-müde.« Das war ihr Code. Schien besser zu sein als andere Worte, die mit der Last von Diagnosen im Schlepp daherkamen. Als ob sie gerade mal ein richtig gutes Mittagschläfchen brauchte, um sich wirklich besser zu fühlen.

»Auf einer Skala von eins bis zehn«, sagte ihre Mutter.

»Elf«, sagte sie.

Ihre Mutter guckte sie an, als versuche sie sich zu erinnern, welche Einheit positiver Ansprachen sie schon eine Weile nicht mehr zur Anwendung gebracht hatte.

»Was?«, sagte Mira.

»Elf heißt, wir brauchen einen Termin bei Kelly.«

»Nein, Mom, bitte. Ich halte mich an die Diät. Dann muss ich bloß wieder diese grauenhaften Pferdevitamine runterwürgen.«

Kelly war die ganzheitliche Ernährungsberaterin, zu der Miras Mutter sie gebracht hatte, nachdem im letzten Frühjahr die Medikamente abgesetzt worden waren. Nach den Tabletten hatte Mira sich unruhig und beklemmt gefühlt, so als ob ihr Kopf versuchte, ihr Hirn an seinem Platz festzuhalten, was irgendwie nicht gelingen wollte. Kelly war der Kompromiss gewesen.